

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die neubürgerliche Gesellschaft will im Laumel der Bergnügungen hastig den letzten Becher leeren, wie die altblige vor 1789 — auch sie hört schon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Gäste, welche, ohne anzuklopfen, in den Festsaal eintreten werden und die Tische umstürzen.

Heinrich Selne.

Das Moor.

Soziale Studie von Victor Roach.

„Für ihn stand es unerschütterlich fest, daß viele Menschen besser wären und gerechter handeln würden, wenn sie nur sehen könnten oder wenn man ihnen die Gelegenheit verschaffen würde, zu sehen.“
Jakob Wassermann in „Christian Wahnschaffe“.

Aus dem wohlgepflegten Westen Berlins fuhr ich über den schönen Bülowplatz, durch den Tiergarten bis zum Stettiner Bahnhof. Auf meinem Wege hatte noch die Sonne geschienen; als ich die Invalidenstrasse überschritt, war es völlig Abend geworden, und dünner Regen setzte ein. An der Ecke der Borfigstraße schubsten, zerrten und beschimpften sich gegenseitig Betrunkene. Schon aus dem ersten finsternen Hausflur in der spärlich beleuchteten Straße rief es mich an: „Kleinen! Du!“, flüsternd, behüffsam vor der Polizei. Und so aus dem zweiten, aus dem dritten, vierten, fünften: „Liebling, komm mit! Ich wohne ganz in der Nähe!“ Man zapfte mich am Aermel. Wie Straßenhändler Heringe, Pflaumen oder Puppomade, bieten Mädchen ihren Leib preis. Sie stehen auf hohen Absätzen, in kurzen Röcken, in schäbiger Eleganz. Unter wippenden Hüten abgekehrte Gesichter. Die Spuren ihres Berufslebens, die Runen furchtbaren Lebens naiv mit Schminke und Puder verputzt wie rissige Fassaden. Er regnete stärker. Die Straße glänzte naß. Die vereinzelt, nur an den Ecken brennenden Laternen spiegelten sich auf dem blanken Asphalt wie auf trägem, trübem Wasser. Durch die Schlegelstraße bis zur Chausseestraße und zurück durch die Tieckstraße lief ich, bekommen vom Gefühl, daß aus der Tiefe des Unterbewußtseins schwellt, wo sprachlich ungeprägte Ahnungen wogen und weben, die wir nicht begreifen können. Ein Gefühl, schwer wie Bistrausch. Ich wandte an schwarz drohenden Häusern entlang. In furchtbarer Monotonie Stockwerk auf Stockwerk geladen, geschichtet. Aus dunklen Fenstern lehnen lufthungrige Menschen. In finsternen Fluren Jungen und Mädchen, besseres nicht kennend, zufrieden mit dem, läßlichen miteinander. Und an dieser Jugend streichen die Verlorenen vorüber, die trippelnd essen, möglichst rasch, um möglichst vielen „Käusern“ zu begegnen. Es ist dasselbe Prinzip überall in der chaotischen privatkapitalistischen Wirtschaft: ein Baden muß in belebter Straße liegen, um Geschäfte zu machen. Das freie Spiel der Kräfte. Die Jungen dort, Kinder der Kleinhandlender und -gewerbetreibenden, die in den Kellerläden hier ihr Dasein stiften und von Proletariern, die tagsüber irgendwo im großen Berlin erwerben, sie wohnen hinter diesen Fronten in Stuben, die ohne Schönheit sind, häufig eingesperrt zu vielen in schamtötender Gemeinschaft. Sie hausen unter einem Dach, in Flur- und Wandnachbarschaft mit jenen Gefallenen und lauschen dem Kommen und Gehen, dem Feilschen und Schellen, dem ganzen widerlichen Verlaufe solchen Handels. Sie lugen durch die Scheiben der Kneipen mit bunten Lampen, wo kurzgerohte Kellnerinnen walden, aus deren Gesichtern die Menschenwürde gestrichelt ist. Die sexuelle Rohheit drückt dem ganzen Häuserkarree ihren Stempel auf. Sie breitet sich aus wie Krankheit, schlüpft durch jeden Riß, durch jedes Schlüsselloch, sie geht als Schall durch Wände, sie infiziert die Gesunden.

In der Häuserzeile schraffiert der Regen ein schmales gelb erleuchtetes Badensfenster. Das zieht mich an. „Kaffeeklaus“ nennt man sich und stellt ein paar verstaubte Tassen und Flaschen aus. Im übrigen hat man sich dicht, wenn auch nicht gerade lauber verschleiert. Ich muß an die hypereleganten Bergnügungsstätten im Westen denken. In der Kaffeeklaus ist's nicht elegant. Hier sitzen keine Gewinner, nur Leute, die alles verloren haben. Alles! Nicht durch die Franzosen und nicht durch die Russen. Die deutsche Gesellschaft, die nicht über als irgendeine in der Welt sein mag, verschuldet diese „Kaffeeklaus“ mit allem, was drum und dran hängt. Ich und du, wir alle verdienen, von diesen hundstetendigen Menschen hier mit Fäusten verbeut zu werden.

Ein sehr schmaler und kurzer Raum, in den ich trat. Drei Tische an der rechten, drei an der linken Wand und inmitten gerade noch Platz zum Durchschlingeln. Die nächterne Gasflamme unter der niedrigen Decke, ein verrostetes Ofenrohr und ein korbgeschlossenes

Sofa sah ich zuerst. Die Luft war zum Ersticken heiß und unrein. Sie merkten's nicht, die hier saßen: ein Mädchen in dunklem dürftigen Kleide, eine kleine weiße Schürze darüber, die einzige Fierde und das Abzeichen für ihre Stellung im Betriebe. Sie bediente. „Was wünscht der Herr?“

Es gibt Frauen, die stehen wie Tannen, dunkel und schlank, so tief im Walde, daß nur um Mittag ein Sonnenstrahl zu ihnen kommt; dann aber erglühn sie. Andere wachsen wie Birken, immer hell und fröhlich, auch bei Wind und Wetter, immer voll Plauderei in allen Zweigen, und sie baden in Sonne unbedacht wie ein Bauernkind. Am Moor aber wachsen knorrige Weiden mit herghast verrunzelten Gesichtern, auf deren Schultern Raben und Krähen schaurige Balladen trügeln. Diese hier: — „Was wünscht der Herr?“ — war wie die dunkle Tanne, die ein boshafter Zwerg ganz jung zwischen die vom Wetter Zersplitterten am Moor verpflanzt hat.

Da waren noch drei Frauen und zwei jüngere Männer und der Wirt. Eine Blonde — hätte wohl ein Birkenweibchen werden können — noch jung. Das Leben ist so wechselvoll; wer möchte einen Menschen verloren geben? Der alte Mann tätschelte ihr unbedecktes Knie. Sie wehrte ab: „Mensch, steck ma liebu wal in' Strump, damit 'd ma mal satt freiß'n kann! Ach, nu loos 'd schon 'n janz'n Nachmittag, und keen Luder beißt an!“ — Ja, Mensch, du trahst dich jenuch“, belehrte sie eine Ältere, zergaustere, weiterkundigere. „Immer feste, fest!“ Und müde erhob sich jene: „Nu will 't man wieder raus jeh'n.“ Zwischendurch erzählte ein junger Mann, wie er am Morgen sein Mädchen verwickelt hatte: „Immer wieder in de Schnauzel Jeschleest ha 't ihr, bet se hern und Seen vajang'n is, der Nas. Denn ha 'd se 'n Tritt vafest und ihr liej'n lass'n. Ja wer ma doch nich kaputt mach'n lass'n von se!“ Und die zuhörten, verzogen keine Miene. Eine sah da, totenbleich mit eingefallenen Wangen und einem blassen Munde, der immer aufstand. Ihr war die Luft knapp. Sie trug trotz der Hitze im Raum ein graues Um-schlagtuch. Die Kellnerin sah mich an, und sie schämte sich. Da schlug sie die Beine noch lechter übereinander und hängte die Zigarette noch frecher in den Mundwinkel.

Der Wirt regte an, Karten zu spielen. „Essel'n, Essel'n, host de nich 'n biß'n Kleengeld?“ Hinter dem Büfett, das, quer in der Stubenbreite stehend, einen durch dunkle Portieren abgeschlossenen Raum abteilte, tauchte eine gepukte Frau auf. „Essel'n, die Wirtin? Durch den Schiß im Vorhang schimmerte rößliches Licht.“

All diese Menschen sehen zerbrochen aus. Ihre Augen verraten, was der Mund mit Grobsprecheret und vrählender Brutalität zu verbergen sucht: daß sie sich im Innersten hoffnungslos gefranzelt fühlen. Sie sind voll Groll gegen die Mitmenschen und von Selbstvorwürfen zerwühlt und arbeiten sich in Verzweiflung und Haß immer tiefer ins bodenlose Moor hinein. Hier ist keine Freude mehr, keine Hoffnung, kein Wünschen mehr; hier ist undurchdringliche Notmacht. Diese fürchten kaum noch den Tod, ihnen fehlt nur die Kraft zur Tat. Als Guter zwischen ihnen leben und mit rostloser Hingabe der eigenen Seelenkraft, mit selbstloser Liebe — Liebe — Liebe — wäre es auch nur einem einzigen dieser Verzweifelten aus dem Moor wieder herauszuhelfen! Welch eine Aufgabe, Welch eine Tat!

„Ich werde lange an Sie denken“, sprach ich zur Tanne, als ich zahlte. Sie fühlte, daß das keine Phrase war und war darüber von all ihrer Frechheit verlassen.

Draußen plätscherte der Regen. Von der Chausseestraße her grinsite ein Transparent: „Ball-Salon“. Dienende Portierkloree. Tunnel einer Mietskaserne. Zweiter Hof. „Der Garten ist eröffnet.“ Zweiter Tunnel. Treppe rechts. Grauliche Wandmalerei und „Tropfsteinarotte“. Kummelplatzkunst. Der Saal. Unüberdrefflich nüchtern. Stühle und Tische an der Wand lang. Auf der „Bühne“ vier Musikanten. Um den Tanzmeister herum waltende und schiebende Menschen: Reichwehrlente, junge Arbeiter, Kaufleute, Studenten, Fabrikmädchen, Ladenmädchen, Dienstmädchen, Schant- und andere Mädchen. Der „Herr Tanzmeister“ rotwangig, blond-gescheitelt, fradgeschweift und ladgeschubt, gesunder Knochen. Sprechmaschine, nimmt auf und gibt wieder, was Männlein und Weiblein so denken: „Ein bißchen langsam, ein bißchen schnell —, huch Maxe, sah das sein!“

So amüßeren sich die Mietskasernebewohner in Berlin N. Ich muß an den Westen denken. Die kleinen Mädchen hier kummeln sich wie Fische im Wasser, wie Mücken im Licht. Ich denke an die draußen in Hausfluren, an die in der „Kaffeeklaus“, und ich sehe den Saal voller Fragen. . . .

Ich bezahlte meine Heimfahrt mit Geldschnecken, die mir die „Tanne“ herausgegeben hat. Der Schaffner reicht zwei davon einer Bürgersfrau, die neben mir sitzt. Sie ist sehr ehrbar, das sehe ich. Wenn sie abteilt! Tanne, Geld, Bürgersfrau! Lieber den tausend Streckenlichtern am Lehrter Bahnhof weitet sich die Welt. Vorbei. Die graubraunen Zuchtstausmauern dort —, scheußlich! Eine Ede lampenhell, um so finsterner das Massiv. Dies und nun die Kasernen: Bollwerke der Gesellschaft. Irrlichter züngeln überm Moor. . . .

Friedrich Gerstäcker.

Ein halbes Jahrhundert ist verfloßen, seit ein Mann aus dem Leben schied, der einst zu den populärsten Schriftstellern Deutschlands zählte und dessen Werke auch heute noch, namentlich von der Jugend, gern gelesen werden — Friedrich Gerstäcker. Sohn eines beliebten Bühnenängers, wurde er am 10. Mai 1816 in Hamburg geboren und nach dem frühen Tode seines Vaters sehr gegen seine eigene Neigung zum Kaufmannsstande bestimmt. Er lernte in dieser Eigenschaft in Kassel, wandte sich dann der Landwirtschaft zu und wechselte mehrmals die Heimat, befandete überhaupt zeitig einen Hang zum Unstäten und Ruhelosen, der ihm zeitlebens eigen blieb. Nach mancherlei schlechten Erfahrungen wanderte er 1837 nach Nordamerika aus, führte hier jahrelang ein abenteuerndes Leben, lag mit Vorliebe der Jagd ob und sammelte in Menge Beobachtungen aus Natur und Leben, um sie später schriftstellerisch zu verwerten. Nach Deutschland zurückgekehrt, veröffentlichte er mehrere Aufsätze in Zeitschriften und wurde durch ihren Erfolg zu größerem Schaffen ermutigt. Auf eine Anzahl Skizzen aus dem fernen Westen, Jagdbilder und sonstige Reiseerlebnisse folgt sein Roman „Die Regulatoren am Arkansas“, später fortgesetzt in den „Flußpiraten“. Wiederholt machte er Reisen in allen Erdteilen, und damit wuchs sein literarisches Schaffen. Schier unzählbar waren die Artikel, die er in der „Gartenlaube“ und anderen Blättern erscheinen ließ. Noch weit mehr aber fanden seine in Romanform gehaltenen Erzählungen, voran sein Volksbuch „Nach Amerika!“, den Beifall der Leserschaft. Seit 1868 lebte er viel dauernd in Deutschland, wechselte noch mehrmals den Wohnort und fand, als er am 31. Mai 1872 in Braunschweig einer Krankheit erlegen war, im Grab die Ruhe, die ihm im Leben fremd gewesen war. Seine Werke werden namentlich als Leihbibliotheksware noch immer viel begehrt und hin und wieder trifft man noch die alten Ausgaben mit den originellen Bildern, während sie sonst meist neueren und eleganteren Platz gemacht haben. Größeren wissenschaftlichen Wert dürfen wir den Arbeiten nicht zusprechen. Doch hat auch Gerstäcker selbst hiernach nicht gestrebt, sondern weit mehr Unterhaltungstoff liefern wollen. Immerhin wirken sie lehrreich mit ihrer frischen und lebenswahren Darstellung, mit der er namentlich überseeische Gegenden und ihre Bewohner behandelt. Fehlt es seinen Romanen oft an Tiefe und künstlerischer Abrundung, so sind sie doch meist spannend gehalten und bringen oft sehr interessante Charaktergestalten. Ganz besonders ist auch die ethische Gesinnung in ihnen anzuerkennen. Bemerkenswert ist u. a., daß er gern der Heuchelei christlicher Missionäre zu Leibe geht und das Dahinschwinden der Naturvölker unter dem Fluche der Zivilisation schmerzlich empfindet. Wenn man oft klagen hört, Jäger- und Indianergeschichten wirkten auf die leicht entzündbare Phantasie der Knaben nachteilig ein und verleiteten sie zum Ausreißern und zu sonstigen Streichen, so trifft das auf Gerstäcker's Schriften kaum zu. Und vollends das Gefährliche der Sherlock-Holmes- und Nic-Carter-Geschichten ist ihnen gänzlich fremd. Wir dürfen sie daher der reiferen Jugend ruhig in die Hände geben.

M. Sch.

Formen des Geldes.

Von E. Kind.

Auch dem primitivsten Gemüt ist es seit Kriegsende klar geworden, daß eine Mark ein höchst wandelbarer Wertmesser ist. Man hat begriffen, daß Geld eben nur ein feststehendes Tauschobjekt darstellt, dessen Wert doch starken Wandlungen unterliegt.

Das Geld zeigt in der geschichtlichen Vergangenheit und in der lebendigen Gegenwart eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Form, in der es als allgemeiner Tausch- und Wertmesser auftritt. Von Silberstücken wird schon im alten Testament gesprochen, doch gelten die Griechen als die Erfinder des geprägten Geldes. Die geprägten Münzen aus edlem Metall hatten niemals und haben noch heute nicht in allen Ländern der Erde Geltung. In den ausgedehnten Landstrecken, die von einer auf primitiver Entwicklungsstufe stehenden Bevölkerung bewohnt sind, kann man als Besitzer von Goldmünzen unter Umständen verhungern, weil weder eine Gelegenheit vorhanden ist, sie in Lebensbedürfnisse umzusetzen, noch die Goldmünzen irgendwelche Geltung als Tauschobjekt haben. Bei solchen Völkern lassen sich Dinge als Wertmesser feststellen, die von Fernstehenden nur belächelt werden. Wenn z. B. in Kalifornien die rotbefiederte Kopfhaut eines Spechtes mit 5 Dollar bewertet wurde und als Geldeswert kursierte, so ist das nur eine Abari des Pelzgeldes, das in den Ländern mit kostbaren Pelzieren gebräuchlich ist. Die herumstreifenden Jägervölker Sibiriens haben das Zobelfell als Wertmesser, und den Indianern der Hudsonbälder dient das Biberfell als Tauschmittel. Die Pelze der verschiedenen Tiere wurden nach ihrem abweichenden Werte bemessen, woraus im Laufe der Zeit wieder Einheitswerte entstanden. So

galten in Kanada 3 Marderfelle, 8 Felle der Bismartratte und ein Luchsfell gleich einem Biberfell.

Dem Pelzgeld der Jägervölker steht bei den Hirtenvölkern die Wertmessung in Rindern gegenüber. Das finden wir bei den trojanischen Helden, wir finden es bei den alten Germanen, ebenso in Medien und Persien, und das alte Testament wie das Gesehbuch Zoroasters erwähnen das Vieh als Geld. In den Zeiten der Sklaverei, die bei den zahlreichen Naturvölkern noch heute nicht vorüber ist, hatte der Mensch als Sklave auch nur den Wert einer Ware, die als solche wie eine Art höhere Landesmünze volle Geltung fand und findet.

Ein wegen seiner leichten Abnutzungsgeschichte sehr merkwürdiges Geld war das Zeuggeld, dessen man sich noch heute in Afrika bedient. Dazu gehören nicht nur Stoffe aus Baumwolle oder Leinen, sondern auch solche aus Pflanzenfaser, die zu Matten verarbeitet, im Umlauf sind. Als die Portugiesen vor etwa 400 Jahren nach dem Königreich Kongo kamen, fanden sie dort ein „Macuta“ genanntes Geld vor, das aus feingewebten Stoffen aus Pflanzenfaser bestand. Sie nahmen diese Geldform sofort an und bestimmten durch Stempel seinen Wert. Als sie später Silber- und Kupfermünzen prägten, nannten sie diese auch Macuta, und solche Macuta finden sich noch heute in Angola, Benguela und Mossamedes im Umlauf. In Darfur und Abessinien sind noch schmale weiß oder blau gefärbte Streifen Baumwollstoffes als Tauschmittel im Gebrauch, ebenso in Südamerika im Huallagatha, einem Nebenfluß des Amazonasstromes. Die Fischerleuten des Kaukasus haben früher als Werteinheit die Vocassine gehabt, ein zur Verfertigung eines Hemdes ausreichendes Stück Leinwand. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fanden Hamburger Kaufleute an der Ostküste von Afrika in dem wohlgeordneten Staate Bornu als Kleingeld Baumwollstreifen einheimischen Fabrikates vor, das in etwa fünf Zentimeter breiten und einigen Metern langen Streifen kursierte. Daneben waren Kupfermünzen, Mariathereentaler und spanische Duros im Umlauf. Diese Hamburger Kaufleute brachten ein neues, nicht minder eigenartiges Geld ins Land, das Kaurimuschelgeld, das sie als Scheidemünze einführten, während die Silbermünzen ihren Wert behielten.

Das Kaurimuschelgeld ist noch heute die verbreitetste Münze der afrikanischen Naturvölker. Unter dem Namen Kauri versteht man zwei Arten Porzellanschalen, die im indischen Ozean massenhaft vorkommen. Dies Kaurimuschelgeld fand man schon in prähistorischen Gräbern Nordeuropas und in Fundstätten angelsächsischer Altstädter. Während der Verbreitungsbezirk der Kauri als Geld früher weit nach Osten über den ganzen indischen Ozean reichte, umfaßt der Bezirk heute nur Afrika. Bei dem Ueberfluß an Kauri, von denen 40 000 bis 80 000 auf einen Zentner gehen, und etwa 100 000 Zentner jährlich gesammelt werden, ist es begreiflich, daß sie sehr niedrig im Werte stehen. Etwa 1500 Kauri haben den Wert einer Goldmark.

Eine sehr interessante Form von Geld ist auf den Südpazifik Inseln üblich. Auf den kleinen Palau-Inseln, dem westlichen Teil des Karolinen-Archipels, findet man Steingeld. Es besteht aus gebrannter Erde oder aus einer Art Email und aus natürlichem Glas, dem Obsidian. Die einzelnen Stücke sind zu regelmäßigen Figuren abgeschliffen, die häufig vom künstlerischen Formensinn der Bildner zeugen. Dies Geld wird nicht durch neue Herstellungen ergänzt, sondern ist nur in sehr alten Stücken im Umlauf. Die gewöhnlichen Stücke werden auf Fäden gereiht. Einige sehr große Stücke, die aus Erde gebrannt sind, stehen in sehr hohem Wert. Ein sehr unbequemes Steingeld findet sich auf der nach dem Kriege so viel genannten westkarolinischen Insel Yap, auf der aus Dragontknollen Geldstücke von der Größe eines Mühlsteins bis hinab zu der eines alten Talerstückes angefertigt werden.

Auf dem afrikanischen Kontinent haben die Europäer nach anderer Tauschartikel als Geld in Kurs gesetzt, wovon nur die großen Glasperlen erwähnt sein sollen. Ein anderer, sehr gebräuchlicher afrikanischer Wertmesser ist das Salzgeld, durch das das tropische Afrika, das kein Steinsalz hat, mit dieser notwendigen Würze versorgt wird. Die arabischen Sklavenhändler bringen aus den reichen Steinsalzlagerstätten der Wüste Sahara große Massen Salz nach dem Sudan, und zwar in Formen von bestimmter Größe, die „Kas“ genannt werden. Ein Kas ist etwa meterlang und einen Fuß breit und entspricht in Timbuktú einem bestimmten Wert. Auch in Ästen trifft man auf Salzgeld, was schon der italienische Forscher des 13. Jahrhunderts Marco Polo erwähnt, der an der chinesisch-birmanischen Grenze Salzstücken von etwa einem halben Pfund Gewicht als Scheidemünze im Umlauf fand.

Aber mit dem Salzgeld ist die Reihe der Wertwürdigkeiten im Tauschverkehr noch nicht erschöpft. Im Lande Affam gelten die Schädel von Tieren, Hirschen, Tigern und Affen, als Geld, und in Mexiko und Nicaragua und der Küste von Honduras werden noch jetzt zum Teil Kakabohnen als Scheidemünze benutzt. Daß Genussmittel einen bestimmten Wert repräsentieren, ist sehr häufig. Bei den Irländern galten 48 Stokfische gleich einem Speziestaler und in Neusüdwales in Australien bildete im Anfang des 19. Jahrhunderts der Rum den Wertmesser wie in Virginia und Maryland der Tabak.

Ein von fortgeschrittener Kultur zeugender Wertmesser ist das Metallgeld. Wir sprachen schon eingangs davon. Es sei noch hinzugefügt, daß Julius Cäsar schon bei den Bewohnern Großbritanniens Eisengeld vorfand. In den Landstapfen des Gaius-Bisens gilt noch heute neben anderen Wertmessern das Eisengeld, ebenso im Gebiete der westlichen Zuflüsse zum weißen Nil, wo man es in Form von Lanzenspitzen und tellergroßen Eisenplatten mit

Stiel und einem anterförmigen Fortsatz findet. Das erste Eisen-
geld wird in der Geschichte der Spartaner erwähnt, deren Ge-
seher Lykurg es einführt, um die Konzentration des Reichtums auf
einen einzelnen zu verhindern.

Neben dem Eisen kommen Kupfer, Zinn- und Bronzemünzen
vor. Die europäischen Händler brachten Kupfer- und Messingdraht
ins Land, besonders nach Afrika; dieser Draht wurde von den Ein-
geborenen nicht nur zum Schmuck, sondern häufig auch als Scheide-
münze verwendet. Daneben wissen die Eingeborenen auch aus
Kupferblech metallisches Kupfer in kleinen Stangen herzustellen, das
bei ihnen Geldeswert hat. In Borneo sind bronzene Kanonenläufe
sehr begehrt, die nach dem Gewicht bezahlt werden und als eine
Art Staatschlag die Sehnsucht jedes Hauptlings bilden.

Die Tomateninsel.

Seit etwa einem Jahrzehnt ist die Tomate auch bei uns zum
Volksnahrungsmittel geworden. Während sie früher vor allem in
Südeuropa in größeren Mengen angepflanzt wurde, und eigentlich
nur im Süden Deutschlands, wo man sie als „Paradiesapfel“ kennt,
seit langen besonders für Suppen gebraucht wird, gelangt sie jetzt
überall in großen Mengen zum Verkauf, und selbst die Bewohner
der großen Städte kultivieren sie in ihren kleinen Gartengrund-
stücken, ja sogar in ihren Balkontöpfen. Daher hat sich auch der
erwerbsmäßige Anbau der Tomate außerordentlich verbreitet. Zu
den Gegenden, die die beste Frucht in Mengen erzeugen und aus-
führen, gehört besonders auch die kleine Insel Guernsey
im Kanal, die früher hauptsächlich die Ausfuhr von Milchvieh und
Granit betrieb. Die Insel, die größte der sogenannten Kanalinseln,
des kleinen Restes normannischen Landes, das sich heute noch in
englischem Besitz befindet, bedient sich des Französischen als Amts-
sprache. Neben einem normannischen Dialekt hört man aber natur-
gemäß auch Englisch.

Erfolg des stärkeren Anschlusses an den Weltmarkt, den sie durch
den Tomatenbau gewonnen hat, ist der Insel aber nichts von ihrem
idyllischen Charakter verlorengegangen, den ein Sommergast folgen-
dermaßen schildert: „Die Insel gleicht selbst ein wenig ihren Lieb-
lingsfrüchten: sie ist ebenso fest und rot und grün und hat auch ein
so schlankes, sauberes und respektables Ansehen. Hat doch auch die
Tomate nichts von der selbstbewußten Schönheit des Pfirsichs oder
von dem vergänglichem Reiz der Erdbeere, ist sie doch auch ein wenig
reizlos und matt im Geschmack, so daß nicht jeder sie liebt; so ist
auch Guernsey nicht jedermanns Geschmack. Guernsey lebt sein
eigenes Leben, hat seine eigenen Interessen und seinen eigenen
traulich-altmodischen Geschmack. Es ist vielleicht das letzte Stück
britischen Bodens, wo noch eine hartnäckige Abneigung gegen das
Auto besteht, und die Lokalzeitung der Insel bringt in regelmäßigen
Abständen ihr Eingefandt gegen den Lärm und den Gestank dieser
Fahrzeuge. Das alles trägt dazu bei, eine gemütliche Kleinstadt-
atmosphäre zu schaffen, die den Hauptreiz der Insel bildet. Von
roten Klippen und weit hinaus in die See verstreuten ausgezackten
Felsen schützend umgeben, durch die man den Weg zu dem stillen
Hafen suchen muß, führen Guernseys 44 000 Einwohner ein fried-
liches, weltfernes und selbstgenügsames Dasein. Sie haben auch
wenig Grund, die Luftseilwelt zu beneiden. Ihre 65 Quadratkilo-
meter Land sind das Mutter einer Gemeinde. Es gibt keinen Ein-
fuhrzoll, keine Einkommensteuer und nur sehr niedrige Abgaben.
Ein prachtvolles Netz von schmalen, gut instand gehaltenen Straßen
verzweigt sich über die Insel mit ihren unzähligen steilen Hängen
und verborgenen Winkeln, durch die man wie durch einen Irrgarten
fährt.

Überall aber funkeln in der Sonne die Glashäuser mit den
Tomaten. Drei Millionen Körbe führt Guernsey jährlich aus. In
den Tomatenhäusern, die Dampfheizung haben, beginnt die Ernte
schon im April, und sie setzt sich in den Häusern, in denen die To-
mate an der Sonne reift, bis in den Herbst fort. Zwischen die
Treibhäuser schieben sich Felder von Chrysanthemen, und Gärtne-
reien mit allen Arten von prächtigen Blumen tragen das Ihrige
dazu bei, das Inselidyll bunt und freundlich zu gestalten.“

Mit Gott für Kapital und Vaterland.

Von Eberhard Schimmer.

Kriege haben zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ursachen
gehabt. Mit der Verwandlung der Völkervirtschaften in die kapi-
talistische Wirtschaft haben sie nur noch eine Ursache: Den bedrohten
Profit der englisch, französisch, deutsch oder japanisch sprechenden
Klasse der Eigentümer der kapitalisierten Wirtschaftsmittel.

Soweit wir heute in die Zukunft blicken können — durch
Schlüsse aus der Erfahrung der letzten Vergangenheit — soweit er-
kennen wir, daß das kapitalistische System der Völkervirtschaft und Welt-
wirtschaft ständig neue Kriege entzünden wird. Denn Krieg ist dieses
System schon rein wirtschaftlich betrachtet, als „Spiel der Kräfte“.
Der nackte ungezügelt egoistische Kapitalismus der kapitalistischen Klasse ist das
Entscheidende.

Im Eifer ging es wohl in früheren Zeiten bei manchen Händlern
der Herren des Degens; um Kapitalinteressen, um das Geschäft geht
es, wie ein bekannter Dichter sagt, in dem „Kosmischzeitalter“, in
dem wir leben. Heute sind alle Kriege Geschäftskriege. Und darum
sind die Krieger bei allen Heiligen, die sie anrufen mögen, bei allem
Heldensinn und Heldennut, der die höchste Ehrfurcht herausfordert,

nichts mehr und nichts weniger als die bewußten oder unbewußten
Werkzeuge der Herren des Kapitals, für deren Profitinteressen sie
im letzten Grunde kämpfen. Je eher der Schleier der nationalen
Lüge zerreiht, der den Völkern die wahren Ursachen des Krieges
verdeckt und das blutige Handwerk mit dem Schein der Heiligkeit
umkrönt, um so besser für die Völker selbst.

Noch niemals haben „Völker“ Kriege geführt. Es sind ihre
Regierungen, die dieses Verbrechen an den Völkern begehen
und, wie jedes Verbrechen, damit beginnen, den Geist durch Lüge
und Betrug von ihm abzulenken. Die modernen Regierungen
aber sind die Organe der Interessengruppen der Kapitalistenklasse,
wie Marx für alle Zeiten erkannt hat — freilich wenig dienlich der
„nationalen Befinnung“ derjenigen Gesellschaftsklasse, die in allen
Staaten in Wirklichkeit „der Staat“ ist.

Die Männer, die dieses Verbrechen begehen, pflegen zu sagen:
„Der Krieg kommt von selbst; das Volk hat die Pflicht, ihn mutig zu
führen.“ In Wahrheit sind es verhältnismäßig wenige ge-
wissenslose Menschen, deren politisches Spiel schon längst den
Krieg bedeutet, bevor die betrogenen Völker erfahren, was ihnen die
Kabinette im geheimen bereitet haben. Die Geschichte der Verbrechen
dieser Kabinette ist der wesentliche Teil der sogenannten politischen
Geschichte, deren übliche Schilderung die größte Entstellung der
Wahrheit ist, deren sich Gelehrte zu allen Zeiten schuldig machten.

Erst wenn die Wahrheit über den Krieg allen Völkern von
Jugend auf erzählt wird, kann sich entscheiden, ob „Völker“ jemals
den Krieg wollen. So wie es ist, wird der Krieg aus Lüge
und Verleumdung geboren, und alles Heldentum nicht bloß durch den
verwerflichen Zweck und die niederen Interessen entwürdigt, denen
es zum Opfer gebracht wird, sondern auch geschändet durch das Un-
ehrenhafteste, was in der Welt gibt: Verlogenheit und
Betrug.

Da die Kriege in Zukunft reine Kapitalistenkriege sind, so wird
man sie nur führen, wenn das Geschäft lohnend scheint. Von größter
Wichtigkeit ist dabei die Tatsache, daß das Entscheidende aller
zukünftigen Kriege nicht die Waffen und die Heben sind, die im
Kampfe stehen, sondern die wirtschaftlichen Mächte. Eben darin zeigt
sich der Kapitalismus als Völkerschicksal. Er hat die ganze Welt in
seinen Bann gezogen, hat das Leben der Völker von den Daseins-
bedingungen der Weltwirtschaft abhängig gemacht. Der Kapitalist
ist es, der den Krieg entfesselt und doch — ohnmächtig, dem herauf-
beschworenen Schicksal zu entkommen — zuletzt zum Sklaven der wirt-
schaftlichen Mächte wird, die alle Kriege schon entschieden haben,
bevor sie begonnen wurden — Menge der Rohstoffe auf un-
begrenzte Zeit; Mittel zur Gütererzeugung in der nötigen Zahl; Lohn-
kapital, willige Arbeitermassen und Sicherstellung der Ernährung
der in Kriegszustand versetzten Bevölkerung des Landes bei der einen
Partei — dagegen: Versiegen der natürlichen Quellen an kriegs-
notwendigen Hilfsmitteln. Aushungerung des Volkes und Generals-
streik der Waffen- und Munitionsarbeiter bei der anderen Partei
— das sind die entscheidenden Dinge, die in Zukunft weder Helden-
tum noch Begeisterung zu ändern vermag.

Ebenso gewiß wie mit den natürlichen Bedingungen müssen die
kriegsführenden Kapitalisten in Zukunft mit der Tatsache rechnen, daß
jedem verlorenen Krieg der Kapitalistenklasse eines Volkes der
Zustand der Proletariatsklasse auf dem Fuße folgt. Mit dem dauern-
den Kriegszustand der kapitalistischen Welt hängt die dauernde soziale
Revolution der proletarischen Welt so eng zusammen, daß man die
politische Wirkung des Kapitalismus auf die Kulturmenschen über-
haupt in die zwei Worte fassen kann: Weltkrieg und Welt-
revolution.

Das ist das wahre, aber immer von neuem verborgene, den
friedliebenden Völkern verhüllte Gesicht des kapitalistischen Systems.
Fortzeugend wird es Kriege und Revolutionen, Revolutionen und
Kriege gebären; bis endlich die Völker selbst, von verderblichem
Wahn geheilt, die Ursachen des Unglücks der Menschheit und damit
die Voraussetzungen erkennen, unter denen ein glücklicherer Zustand
in Zukunft wenigstens möglich wird.

(Aus dem in der Verlage der Volkshochschule in Jena er-
schienenen Werke „Die Überwindung des Kapitalismus“,
in dem der Versuch gemacht wird, die materialistisch-ökonomische Auffassung
des Marxismus ins Ideellische zu entwickeln.)

Wachsende Großstadt.

Duftblaue Hänge, die noch Wälder tragen,
und larme Wälder grün die Stadt umrahmen;
da streun die Menschen der Verwüstung Samen,
und statt der Frühen, die sie schlachtend niederschlagen,
sind sie am Werke, Schäfte einzupflanzen,
die stehend steif und spitz gleich Lanzen
den Gott bedrohend in den Himmel ragen . . .

Die Menschen wühlen, pflügen, ebnen, roden,
daß sich das Ungetüm mit fürchterlichen Zähnen
festsetze in dem unberührten Boden,
und daß die Welt des Glends und der Tränen,
der ungeheure Leib aus Stahl und starrem Stein,
in Waldhege dringe herrschend ein . . .

Bald qualmen schwarze Fahnen aus den Essen,
die blauen Duff der Wälder drohend überschleiern,
bald wird ins fremde Pauschen duff die Arbeit leiern:
es sind zwei Leben, die sich Aug' ins Auge messen — —

Karl D. Werner.

Der Kampf mit dem Nebel. Die Schiffskatastrophe bei Quessant ist in erster Linie auf den furchtbaren Nebel zurückzuführen, der am Tage des Unglücks auf der Strecke vom Narmekanal nach dem Atlantischen Ozean herrschte. Der Nebel ist ja auch sonst schon zahlreichen Schiffen zum Verhängnis geworden, und der Seemann fürchtet sich vor keinem noch so schlimmen Sturm auf hoher See bei klarem Wetter in demselben Maße wie vor dem Nebel in der Nähe der Küste. Man hat berechnet, daß etwa neun Zehntel aller Unfälle zur See auf den Nebel zurückzuführen sind. Immer von neuem haben sich die Schiffstechniker aller Nationen den Kopf zerbrochen, wie diesem schrecklichen Feinde der Schiffahrt beizukommen sei. Besonderen Anlaß zur Erörterung dieser Frage bot der Untergang der im Jahre 1898 gesunkenen „Bourgoigne“. Die Erben eines mit diesem Schiffe ums Leben gekommenen amerikanischen Millionäre setzten damals 100 000 Franken aus für denjenigen, der eine brauchbare Erfindung zur Abwehr der Nebelgefahr schaffe. Leider ist bis jetzt der Preis nicht ausbezahlt worden, was beweist, daß die Aufgabe noch nicht zu wirklicher Zufriedenheit gelöst worden ist. Es hat zwar genug Erfinder gegeben, die sich mit dem schwierigen Problem beschäftigten, und vor dem Krieg verging kaum ein Jahr, wo nicht eine neue angeblich erfolgreiche Erfindung gemeldet wurde. Viel erörtert wurde eine Zeitlang eine Art Hörbrille, das sogen. „Cophon“, durch welches die Richtung, aus der eine Sirene eines in Fahrt befindlichen Schiffes erklang, angezeigt wurde. Diese Erfindung stützte sich auf die Beobachtung, daß die Fledermaus niemals im Dunkeln an einen Baum oder an eine Mauer stößt, was darauf zurückgeführt wird, daß diese Tiere mit einer Fähigkeit begabt sind, aus dem Echo ihres Flügelstills die Entfernung der Gegenstände genau abzuschätzen. Einen wirklichen Erfolg hat aber diese Erfindung nicht gehabt, ebensowenig die zahlreichen Einrichtungen der englischen Marine, die von Ingenieuren der britischen Flotte während des deutschen Unterseebootkrieges geschaffen wurden, um ihre Schiffe vor der Annäherung ihres Feindes zu warnen. In letzter Zeit sind wiederholt Versuche in der Scheldemündung angestellt worden mit einem Apparat, den der Engländer Loth gebaut hat. Dieser Apparat steht mit einer Kabelleitung in Verbindung, so daß man erkennen kann, ob sich das Schiff von diesem Kabel entfernt oder sich ihm nähert. Ein praktischer Erfolg dieser Neuerung bleibt abzuwarten. Ehe sich die auf den neuen Apparat gesetzten Hoffnungen erfüllen werden, bleibt der Kapitän eines im Nebel fahrenden Schiffes allein auf das Nebelhorn und vorsichtige Führung angewiesen.

Das 300jährige „Frauenzimmer“. Im Jahre 1622 hat der Dichter Opitz zum erstenmal das Wort „Frauenzimmer“ für eine einzelne weibliche Person gebraucht. Damals hatte das Wort noch durchaus nicht die verächtliche Bedeutung, die es später erhalten hat. Es wurde vielmehr lange Zeit nur auf Frauen „von Stande“ auf Damen angewandt, während man das weibliche Geschlecht überhaupt als „Weibsbilder“ bezeichnete, womit übrigens auch keine Geringschätzung verbunden war. Ursprünglich bedeutete das Wort Frauenzimmer natürlich das Frauengemach. Noch im 16. Jahrhundert vereinigten sich an den Höfen und in den Burgen die lebigen jungen Damen in dem Frauenzimmer, wo sie unter der Aufsicht einer Hofmeisterin standen. Man bezeichnete deshalb die Gesamtheit der in dem abgesonderten Gemach wohnenden Frauen mit dem Worte Frauenzimmer, und zwar von Anfang des 16. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. So ging der Name auf die jungen Damen selbst über. Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts wurde mit dem Worte Frauenzimmer auch schon eine einzelne weibliche Person von Stande bezeichnet. In dieser Bedeutung hat es dann Opitz in die Literatur eingeführt. Als Goethe in Straßburg studierte, wurde er in eine vornehme Familie eingeladen. Er redete die Dame des Hauses und ihre Schwester „meine Frauenzimmer“ an (Dichtung und Wahrheit, 2. Teil, 9. Buch). Auch später noch redete er junge Mädchen gern mit „Frauenzimmerchen“ an. Sophie Beder, die Gise von der Recke auf ihren Reisen durch Deutschland (1784 bis 1786) begleitete, gebraucht in ihrem Tagebuch den Ausdruck „wir Frauenzimmer“ und sagt ebendort: „Ich muß doch den Weibern in Deutschland die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie allgemein kultivierter sind als die Kurländerinnen.“ Auch dieses Wort hat später im Sprachgebrauch einen etwas verächtlichen Sinn bekommen, den es ursprünglich nicht gehabt hat.

Naturwissenschaft

Pfingstrosen. Sie sind der schönste Pfingstschmuck unserer Gärten, die prachtvollen, tiefroten Riesenblüten, die wie Feuerkugeln aus dem kräftigen Buschwerk ihrer schräggelagerten Blätter herausleuchten. Und fast immer sind sie auch pünktlich und öffnen ihre prallgefüllten Knospen gerade in den Tagen des Pfingstfestes. — Die Stammform der Pfingstrose sieht ganz anders aus als die herrliche, dichtgefüllte Blume, die wir als Pfingstrose kennen. Es ist eine ganz beschiedene, ungefüllte Blüte, die in ihrer Form unserem Hahnenfuß — zu dessen Familie sie auch gehört — ähnelt und sich eigentlich nur durch ihre rote Farbe auszeichnet. Sie ist übrigens heute sehr selten geworden und wildwachsend nur mehr in der Gegend zwischen Bün und Brüß, also in Böhmen, anzutreffen. Im Lauf der Zeit hat man nun aus dieser ungefüllten Blüte eine ganze Fülle der prächtigsten Pfingstrosen-Spielarten in verschiedenem Rot

und mehr oder minder dichter Füllung gezogen; daneben gibt es indes auch weiße und gelbe Pfingstrosen, wie auch eine in China einheimische Art, die in Baumform wächst und Blüten trägt, die noch einmal so groß werden wie unsere Pfingstrosen. — Ihren Namen „Päonie“ trägt die Pfingstrose angeblich nach dem griechischen Arzt Päon, der ihre Heilkraft entdeckt haben soll. Als heilkräftig gilt die Pfingstrose nämlich schon seit alter Zeit, besonders in ihren Wurzeln und ihrem Samen, den sogenannten „Wichtlörnern“, die gegen Gicht, Epilepsie und Zahnleiden wirksam sein sollen. Der „Pfingstrosenhonig“ wurde früher ebenfalls hoch geschätzt und zur Linderung von Hals- und Lungenleiden viel verwendet. Der wichtigste Teil der Pfingstrose war aber die Wurzel, denn sie galt als „Springwurzeln“, und wer sie um Mitternacht ausgrub, konnte mit ihr verborgene Schätze finden. Wenig bekannt dürfte sein, daß die Pfingstrose sowohl in ihren Blüten wie auch in ihren Samen in geringen Mengen einen Giftstoff enthält, dessen chemische Zusammensetzung noch nicht erforscht ist. In einer gewissen Konzentration genossen, soll dieses Gift Darmstörungen hervorrufen.

Völkerkunde

Die Pfingstbraut. Das Pfingstfest spielt von altersher als Verlobungsfest eine große Rolle. In Rußland findet am zweiten Pfingsttage geradezu die Brautschau statt. Die unverheirateten Männer und Mädchen treffen sich in einem Gartenlokal, um einander kennenzulernen; durch Vermittlerinnen, die über ihre materiellen Verhältnisse Bescheid wissen, werden sie einander zugeführt. Das ist aber nicht in kleinen Orten so, sondern viel mehr noch in Großstädten, wo ja die Leute weniger voneinander wissen, in Moskau, Kiew usw. Freilich ist durch den Krieg und seine Folgen dieser Brauch ins Hintertreffen geraten. In Holland besteht eine Sitte, die nicht direkt den Zweck einer Brautschau verfolgt, aber diesen doch oft erreicht. Ein Mädchen wird, auf einem kleinen Wagen sitzend, mit Blumen und Bändern reich geschmückt, von einer Frau umher geführt, um für diese von den vorübergehenden Männern Geld und andere Gaben zu erbitten. Das Mädchen aber wird nach der Pfingstlilie, mit der man sich zumeist zu schmücken pflegt, „Pinxter-Bluem“ genannt. Dies Amt der Gabenheischenden läßt das Mädchen so lange aus, bis sie ein Bursche durch eine besonders reiche Gabe erlöst, wofür er dann das Recht erwirbt, die Schöne zum Pfingsttanz zu führen, aus dem natürlich meist ein Tanz fürs Leben wird, da meistens ein Jüngling in der Regel diejenige Pinxter-Bluem auslösen wird, nach der sein Herz begehrt. Auch in manchen Gegenden Deutschlands wurde ehemals, wie es Brentano in seinem Märchen „Godel, Hinkel und Gackeleia“ schildert, ähnlich wie in Holland, eine mit Baus und Blumen verhüllte Maid, die man „Pfingstbraut“ nannte, umhergeführt. Sie sah wie ein großer Blumenstrauch aus; das Gesicht war mit einem Schleier des siebenfarbigen Regenbogens bedeckt.

Himmelskunde

Die Sichtbarkeit des Merkurs. Unser sonnennächster Planet, der Merkur, steht in dem Ruf, daß man ihn schwer zu Gesicht bekommt. Nur kurz nach Sonnenaufgang oder kurz vor Sonnenuntergang, je nach der Stellung, ist er zu sehen, und dann hebt er sich vom hellen Himmel nur wenig ab. Selbst der große Kepler soll beklagt haben, daß er den Merkur nie gesehen habe; man wird aber diese Angabe bezweifeln müssen. Die vollständigsten Bücher über Astronomie behaupten nämlich, daß man den Merkur nur mit den feinsten Fernrohren, die ganz genaue Gradabteilungen besitzen, mühsam entdecken kann. Das kommt für den Laien fast einer Warnung gleich, seine Mühe zu verschwenden. Da wird es für den Liebhaber der Gestirne eine Erleichterung sein, zu hören, daß der Lehrer Karl Korn in Vichienau jetzt in der „Astronomischen Zeitschrift“ sich ganz anders ausspricht. Korn hat den Merkur seit 1903 mit gewöhnlichen Feldstechern beobachtet und ihn dann, wenn der Ort erst festgestellt war, auch oftmals mit blohem Auge erblicken können. Er meint, daß eine allgemeine Ephemeride, wie sie in den meisten Kalendern zu finden ist, schon genüge. Genaue Winkelmessungen sind für den Zweck nicht nötig. Wenn man weiß, daß der Merkur an diesem oder jenem Tage am Morgenhimmel oder am Abendhimmel, vor Aufgang oder nach Untergang der Sonne, zu sehen ist, und wie lange oder kurze Zeit vor oder nach der Sonne der Planet aufsteht oder untergeht, so findet man den Ort schon heraus. Korn hat den Planeten in den Jahren 1903 bis 1906 dreißigmal und in den Jahren 1919 bis 1920 noch öfter bequem festgestellt können, und das einzige Hindernis, das die Bemühungen vereitelte, war Bewölkung des Himmels. Ein handliches Jagdglas oder ein Prismenfernrohr mit acht- bis zwölffacher Vergrößerung reicht vollkommen aus.

Nicht wer viele Ideen, sondern wer eine Ueberzeugung hat, der kann ein großer Mann werden.

Eine Nation, welche nur durch einen einzigen Mann gerettet werden kann und soll, verdient Peitschenschläge.

Wenn die Staaten ursprünglich mit mehr Vernunft und Gerechtigkeit eingerichtet wären, würden weniger gewalttätige Empörungen zu fürchten sein.